

Seelsorge kann man lernen

Meine persönliche Geschichte und die Geschichte des Instituts hängen zusammen. Sie begann, als ich mit 31 Jahren nach Bethel kam. Im November 1971 hat mich Pastor Wilm im Haus Heilgarten als Seelsorgerin eingeführt:

„Da kommt jetzt die Schwester Alberti, die hat gelernt, wie man Seelsorge macht. Die wird das sicher besser machen als ich.“

Welche Erwartungen, welches Zutrauen! („Wir trauen euch zu, euch Leuten um dem Stollberg, dass ihr hier was Gutes macht.“)

Die Leute um den Dietrich Stollberg waren zunächst Rainer Häberlein und ich, wir hatten eine dreijährige Fortbildung bei Stollberg absolviert. Später kam Peter Frör zu unserem Team hinzu.

Stollberg (promovierte bei Prof. Kurt Frör über Therapeutische Seelsorge) hatte in Bayern vergeblich versucht, sein Konzept der therapeutischen Seelsorge in Theorie und Praxis umzusetzen; es fand sich kein Ort in Bayern. Aus Westfalen kam der Ruf an die Kirchliche Hochschule in Bethel. Man bot Stollberg den Lehrstuhl für Praktische Theologie an mit dem Schwerpunkt Seelsorge und der Möglichkeit, als Direktor eines Instituts für Seelsorge eine entsprechende Ausbildung aufzubauen. In diese Aufbauarbeit waren wir als Bethelpastoren und Supervisoren miteinbezogen. Einer unserer Grundsätze war: „Praxis und Theorie bringen einander voran, müssen im Gespräch bleiben.“

Damals war Seelsorge nicht mehr nur ein Fach unter den anderen theologischen Fächern; es begann die Seelsorgebewegung.

Häberlein und ich hatten während unserer Ausbildung den Aufbruch in der Seelsorge selbst erlebt! Für uns war es etwas Neues und Befreiendes gewesen, sich selbst mit seinem Gefühl, mit seinem Vertrauen und Zweifeln, Verstörtheiten und Wünschen wahrnehmen zu dürfen, sich angenommen zu fühlen, und diese Wahrnehmung für den seelsorglichen Kontakt fruchtbar machen zu können. Wir hatten gelernt und waren ständig weiter dabei zu lernen, dass wir selbst wesentlich dazu beitragen, ob die Botschaft vom gnädigen Gott ankommt; ob ein Klima entsteht, in dem wir gemeinsam Gottes Wort hören können.

Ein weiterer Grundsatz unserer Arbeit war: In einer ganzheitlichen Seelsorge wird Gottes Wort erfahrbar, spürbar, erlebbar.

Der neue Ansatz in der Seelsorge

Dass wir diese empirisch zugängliche und methodisch durchdringbare Seite des Seelsorgegeschehens so betonten, ja vielfach erst einmal in den Blick rückten, war in der Seelsorgepraxis etwas Neues. Wir wussten um dieses Neue, übten es regelmäßig in den wöchentlichen Supervisionszusammenkünften – das gab uns Selbstbewusstsein. Leise Anfragen und Skepsis aus

¹ Vortrag „15 Jahre Pastoralpsychologie vor Ort“ auf der Theolog. Woche an der Kirchlichen Hochschule Bethel 1987

dem Pastorenkollegium in Bethel nahmen wir wahr, versuchten damit umzugehen und verfolgten unsere Linie.

Schwerpunkte unserer Arbeit

1. Seelsorge im Bethelbereich (75%)

Zeitgleich mit dem Beginn unserer Arbeit wurde in Bethel ein neues Konzept für das Zusammenleben von behinderten und nichtbehinderten Menschen (einschl. Pflegekräften) sowie eine neue Zielrichtung für therapeutischem Handeln etabliert. „Die Bewohner*innen und Patient*innen sind absolut ernst zu nehmen, ihre Selbständigkeit und Mündigkeit ist zu fördern!“

Bethels neues Anliegen und das Anliegen unserer Seelsorgepraxis berührten und ergänzten sich. (Erste Wohngruppen in der Stadt Bielefeld entstanden).

Wir Mitarbeiter des Seelsorgeinstituts hatten einen kleineren Seelsorgebereich als die anderen Anstaltspastoren*innen. An uns wurde auch die Erwartung gestellt, intensiver Seelsorge zu treiben. Das bedeutete: tägliche Präsenz auf den Stationen, auch an Wochenende und Feiertagen; Teilnahme an den Dienstbesprechungen in den Häusern, teilweise auch an Visiten. Wir verstanden uns als Seelsorger für alle, die in Klinik und Pflegehäusern wohnten bzw. Dienst taten. Es lag uns daran, dass Bibelstunden und Andachten nicht als Verordnung verstanden wurden, sondern als ein Stück gemeinsames Besinnen auf das, was uns alle angeht, als eine Gelegenheit, bei der wir spüren, dass wir uns gegenseitig tragen.

Peter Frör und ich luden Bewohner*innen unserer Häuser zu Gruppenabenden ein und hin und wieder zu gemeinsamen Gottesdiensten, in denen wir die Bewohner*innen ausdrücklich ermunterten, sich zum Thema bzw. zu einem biblischen Text zu äußern. Wir wurden erst mal gewarnt, „so was zu machen! Es könnte uns entgleiten“. Das geschah nicht, denn wir arbeiteten mit einer Struktur, die Freiheit gab und auch Grenzen setzte.

2. Die Seelsorgekurse.

Der erste Zwölfwochenkurs fand im Sommersemester 1972 statt, noch unter dem Namen CPT; dieser Kurs ersetzte den bisherigen Seelsorgekurs der EKD für Krankenhauspfarrer, der mehr im Stil von Vortrag und Diskussion gelaufen war.

Die Struktur der Wochenarbeit entsprach weitgehend der Struktur, die bis heute üblich ist. Wir arbeiteten auch am Samstagvormittag. Mittwoch war frei für Präsenz auf der Station. Es gab nur ein einziges freies Wochenende während der Kurszeit.

Wir arbeiteten mit zwei Kursgruppen und vier Supervisoren. Wie heute gab es Selbsterfahrungs- und Fallbesprechungsgruppen. Das Plenum war mit den Teilnehmern zweier Gruppen und vier (!) Supervisoren außergewöhnlich groß; hier wurde nach Art gruppenspezifischer Laboratorien immer wieder gefragt: „Was wollen Sie? Was vertreten Sie? Was nehmen Sie wahr? Worum geht es jetzt? Was erfordert die Situation? Was tun Sie für die Kooperation? Wie können das eigene Interesse und die Erfordernisse der Situation, das Anliegen der Gruppe und des Kurses für die Zusammenarbeit genutzt werden?“

Herzstück unserer Arbeit war das wöchentliche Supervisoren-Kolloquium, damals noch in Stollbergs Wohnzimmer; es erschien als Lehrveranstaltung im Vorlesungsverzeichnis. Hier brachten wir ein, was uns beschäftigte in Seelsorge- und Kursarbeit. Wir fertigten schriftliche

Protokolle und Berichte an, die gemeinsam durchgearbeitet wurden. Hier konnte man sich fallen lassen, einmal die schwierigen Seiten seiner Arbeit erzählen, klagen, zweifeln und Mut schöpfen. Hier konnte jeder selbst Seelsorge erfahren. Dadurch konnte jeder in seiner Seelsorgearbeit unabhängig bleiben und aufmerksam. Stollberg legte Wert darauf, dass wir in unseren Beziehungen nichts unter den Teppich kehrten – Konkurrenz, Eifersucht, Zuneigung. Er vertrat die Auffassung, dass Verdrängtes wiederkehrt in unserer Zusammenarbeit, in den Kursgruppen und im Umgang mit Kollegen und Gremien in Bethel.

„Seelsorge treiben“ heißt ständig trainieren: Wahrnehmung üben, Position beziehen, Befreiung erleben, Neues integrieren, Altes entdecken.

Ziel der Kursarbeit war es, die Botschaft von Jesus Christus als „Befreiungsaktion“ in der Gruppe zu erleben, nicht nur zu denken oder zu verstehen, sondern diese Erfahrung in der Seelsorgebeziehung wirksam werden zu lassen.

„Mein Auftrag – Deine Freiheit“ ist das 1. Buch, das Stollberg in der Betheler Zeit veröffentlichte. Der Titel ist die Kurzfassung dessen, was damals für uns zentral war. Seelsorgelernen bedeutete eine immer vertieftere Wahrnehmung eigener Grenzen und deren Überschreitung. „Seelsorge ist eine Weise, Theologie zu treiben“. Theologie wird konkret im zwischenmenschlichen Bereich und wirkt befreiend.

Es liegt nahe, dass die wöchentlichen Zusammenkünfte der Supervisoren auch für die Ehepartner*innen interessant wurden, denn es ging um sehr persönliche Themen und es wurde Vertrauen erlebt und vertieft. Die Ehepartner erzählten, was sie in den Beziehungen außerhalb des Kursgeschehens mit ihren Partnerinnen bzw. Partnern erlebten. Das wäre sonst unerwähnt geblieben. Oft gab es harte Auseinandersetzungen, wobei Stollberg selbst sich genauso einbrachte wie alle anderen, dann aber auch wieder die Leitungsrolle übernahm. Wir versuchten, von diesen Auseinandersetzungen den Bogen zu ziehen zu unserer Seelsorgearbeit und Kursarbeit.

Im Herbst 1972 kamen das Ehepaar Helmut und Christa Weiß in unser Team sowie Hans-Joachim Wachsmuth; letzterer war bereits Mitglied der ACPE und hatte die Anerkennung als acting supervisor in USA erworben. Nun war erst recht Offenheit und Vertrauen und Auseinandersetzung nötig, denn die Gruppe war größer geworden.

Im Wintersemester 1972/73 wurde der erste Sechswochenkurs angeboten. Dietrich Stollberg engagierte Dipl.-Psych. Christa Deichmann, Trainerin bei der DAGG in der Sektion Gruppendynamik, als ständige Supervisorin unserer Teamsitzungen. Ihr lag daran, dass wir Kursarbeit und Seelsorgearbeit in Kliniken und Häusern als „gemeinsame Aufgabe“ verstehen; dies bedeutete, unsere menschlichen Unterschiedlichkeit und die verschiedenen Ausbildungen miteinander in Einklang zu bringen: Was kann jeder zur Bewältigung der Aufgabe beitragen; damit waren auch die Ehepartner einbezogen. Seelsorge verstanden wir nicht allein als Dienst für andere, sondern gleichzeitig als Entwicklungs- und Lernmöglichkeit für uns selbst. Die Klarheit auf dem Beziehungssektor setzte Energien frei! Organisatorische Arbeit wurde regelmäßig, aber schnell erledigt.

Wir hatten jährlich z. T. 10-tägige Fortbildungen. Ruth Ronall, eine Freundin von Ruth Cohn, arbeitete mit uns zwei Jahre hintereinander, einmal kam eine Psychodramaleiterin, einmal ein Trainer für Bioenergetik (1975)!

Das neue Seelsorgekonzept war eine Provokation

Allmählich entwickelten sich Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Seelsorgekonzepten. Wir verunsicherten alle, die die kerygmatische Seelsorge vertraten.

Im Herbst 1974 rief die Teilanstaltsleitung (verantwortlich der Nachfolger von P. Wilm, P. Jaeger) zu einem Gespräch auf zwischen Hausleitungen und Hausseelsorgern. An Patienten und Bewohner wurden Fragebögen verteilt, in denen sie zu einer Art Feedback für den Hausseelsorger aufgefordert wurden. Ergebnis dieser Aktion war, dass die unterschiedlichen Seelsorgekonzepte, nach denen in Bethel gearbeitet wurde, zur Sprache kamen, man auch in den Hausteams Fragen der Seelsorge und demzufolge der persönlichen Grundhaltung diskutierte.

Innerhalb und außerhalb Bethels, kam unter Kollegen die Frage auf: ‚Tut ihr denn das Eigentliche, wenn ihr so viel Wert legt auf human- und sozialwissenschaftliches Handwerkszeug, auf die Eigenwahrnehmung des Seelsorgers?‘ In den Pfarrkonferenzen hatten wir versucht, Seelsorgeprotokolle zu besprechen und durch Thematisierung seelsorgerlicher Themen unser Anliegen zu verdeutlichen.

Kennzeichnend für diese Diskussion scheint mir die Auseinandersetzung mit Helmut Tacke, der sich in seinem Buch „Glaubenshilfe als Lebenshilfe“ von Stollberg kritisch absetzt und fragt: „Ist der Seelsorger Therapeut oder Zeuge?“ Diese Frage ist falsch gestellt. In einer ganzheitlichen Seelsorge kann es sich nicht um diese Alternative handeln. (nachzulesen in WPKG Sept. 1977 in einem Literaturbericht Stollbergs). Während Tacke argumentiert, dass es nicht sein kann, dass die Annahme Gottes nur durch die menschliche Annahme erfahrbar wäre - dann müsste jeder Seelsorger auch Therapeut sein - erwiderte Stollberg: „In der Tat! Ihr Konjunktiv ist mein Indikativ.“

So gerieten wir unter den Druck, unsere Identität nach zwei Seiten hin ausweisen zu müssen, hinsichtlich unserer Theologie und hinsichtlich unserer praktischen Arbeit. Über all den Auseinandersetzungen haben wir gelernt, unseren Standpunkt noch deutlicher und verständlicher zu formulieren.

(Das Chalcedonense mit seiner Zwei-Naturen-Lehre in der Christologie war Grundlage der Seelsorgetheologie, die wir vertraten: Der menschlichen Natur Jesu entspricht es, dass wir mit unseren menschlichen Mitteln Gnade verstehbar machen. Die lutherische Abendmahlslehre wurde ebenfalls herangezogen: es geht um das „est“ im Gegensatz zum reformierten „significat“: **Gottes Liebe ist nur durch Menschenliebe erfahrbar**, aber das „unvermischt“ und „ungetrennt“ bleibt bestehen.)

Im Februar 1972 fand ein Workshop in Celle statt, in dem R. Ronall mit der Gruppe der Pastoralpsychologen Deutschlands arbeitete – eine Vorarbeit für die Gründung der DGfP. Im April 1972 wurde die Gesellschaft gegründet. Im Sommer 1972 gab es in Arnoldshain eine internationale Konferenz von deutschen, holländischen und amerikanischen Vertretern der Seelsorgebewegung.

Veränderungen in Bethel

Die Mitarbeiterstruktur veränderte sich; es wurden Psychologen eingestellt, es gab einen begleitenden Dienst. Konflikte und Überschneidungen in der Arbeit blieben nicht aus. Wir beschränkten uns ja nicht auf das reine Wort Gottes, wir vertraten eine ganzheitliche Seelsorge. Es kam die Frage auf seitens der anderen Mitarbeiter: „Brauchen wir euch Seelsorger eigentlich und wenn ja, wozu?“ Die Kollegen, die eine andere Theologie vertraten, fragten: „Tut ihr denn das Eigentliche?“

1975 veröffentlichte Stollberg im „Ring“ (MA-Zeitschrift von Bethel) zwei Aufsätze: „Seelsorge und Methode“ und „Seelsorge ist nicht und ist doch Psychotherapie“; im gleichen Jahr erschien in WzM der Aufsatz „Seelsorge in der Offensive“.

Veränderungen im Team

1975 schied ich als offizielle Mitarbeiterin aus; Nachfolger wurde Günter Löschmann; er und seine Partnerin gehörten nun auch zum Team. Peter Frör ging

1977 nach Bayern zurück; 1977/78 kam Kurt Lückel auf seine Stelle (verstorben am 23. Juli 2018), seine Frau Regine Lückel arbeitete in den Teamsitzungen mit.

1978 erscheint Stollbergs Seelsorgelehrbuch „Wahrnehmen und Annehmen“.

1979 erhielt Stollberg den Ruf nach Marburg. Ein Jahr lang leitet Michael Klessmann als Geschäftsführer das Seelsorgeinstitut.

1979 geht Ehepaar Weiß nach Düsseldorf-Kaiserswerth; Nachfolger ist Kurt-Jürgen Schmidt.

1980 kam Klaus Winkler auf den Lehrstuhl für Praktische Theologie mit Schwerpunkt Seelsorge.

Elisabeth Hölscher (2018 verstorben) arbeitete seit 1981 mit.

Im Institut fanden jährlich ein 12-Wochen-Kurs im Sommersemester statt und ein 6 Wochen-Kurs im Winter.

Während in den ersten Jahren in den 12-Wochen-Kursen zur Hälfte Studenten der KiHo teilnehmen, werden es in den folgenden Jahren zunehmend Krankenhaus-Seelsorger/innen und solche, die sich auf Krankenhausseelsorge vorbereiten wollen.

Unter Klaus Winkler hat die Auseinandersetzung auf praktisch-theologischer Ebene abgenommen. Es galt, an der Vertiefung und Verständlichmachung des eigenen Konzeptes zu arbeiten. Die Pastoralpsychologie war eine feste Größe geworden. Krankenhausstellen wurden immer weniger ohne Nachweis eines KSA-Kurses besetzt.

Die evangelikale Richtung hatte ihr eigenes Wirkungsfeld; es gab friedlichere und respektvollere Auseinandersetzungen als in den Jahren zuvor. Man lernte, einander gelten zu lassen.

Klaus Winkler (verstorben im Januar 2000) sorgte dafür, dass in regelmäßigen Abständen das Team sich auseinandersetzte mit zentralen Themen der Seelsorge, die den tiefenpsychologischen Hintergrund erkennen lassen.

Das Team des Seelsorgeinstituts veröffentlichte u.a. folgende Hefte:

1982 in WzM „Abwehr in der Seelsorge“,

1983 „Kränkung in der Seelsorge“.

1991 „Schuldzuschreibungen in der Seelsorge“.

1997 „Supervision in der Seelsorge“

1991 erschien das Buch „Spielarten der Seelsorge“.

In den 80er Jahren übernahm Michael Klessmann die Redaktion des Oktoberheftes von WzM, in dem alle Angebote der Klinischen Seelsorge-Ausbildung aufgelistet waren.

1998 erhielt Michael Klessmann den Ruf als Professor für Praktische Theologie und Seelsorge an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal.

Die Arbeit des Seelsorgeinstituts wurde weitergeführt von Christoph Schneider-Harpprecht, danach von Irmhild Liebau, seit 2004 von Gaby Nelius. 2012 ging die Institutsarbeit über in den Aufgabenbereich der Betheler Fort-, Aus- und Weiterbildung „Bildung und Beratung“. Unter Leitung von Gaby Nelius finden in diesem Rahmen nach wie vor Kurse in Klinischer Seelsorgeausbildung statt.

Dietrich Stollberg (geb. am 14.04.1937) starb am 04.06.2014.